

NDR Info Hintergrund

Montag, 22. April 2024

Jiddisch lebt

Eine alte Sprache in der Gegenwart

Von Margalit Berger und Anja von Cysewski

Übernahme vom SWR aus dem Jahr 2021

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2391
www.ndr.de/info

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Jiddisch ist eine tolle Sprache. Das bewegt mein Herz, weil es ist auch verbunden mit meiner ganzen Familiengeschichte.

Wenn ich mit jemandem Jiddisch rede, das kommt so aus der tiefen Seele: „Jiddisch sprecht men nischt, jiddisch redt sich“, du sprichst kein Jiddisch, es kommt so von innen heraus, und deswegen redet es sich von alleine.

Es gehört zum Jiddischen auch die Gestik dazu, die Mimik, die Oigelech müssen sprechen, die Augen müssen mitsprechen.

(Janki singt)

“Besser tsi lernen heilige Toire ... mehr wie alle Gold in Silber “

Janki Grossmann, fünf Jahre alt, singt ein jiddisches Lied über die Tora, die Fünf Bücher Moses, die mehr wert sind als Gold und Silber. Das Lied hat Janki in seinem Cheder gelernt. Die religiöse Schule liegt mitten im jüdischen Viertel von Antwerpen.

Wie seine Mitschüler trägt Janki Peyes oder Schläfenlocken, außerdem eine schwarze Samtkippa, in die sein Name eingestickt ist: Janki, das ist die jiddische Form von Jakob. Und Jiddisch, das ist Jankis Muttersprache. Dass er die souverän beherrscht, das ist seiner Mutter Ruchi Grossmann sehr wichtig.

Ich habe eine Schule ausgewählt, die für ihr schönes und korrektes Jiddisch bekannt ist, auch im Schriftlichen. In vielen anderen Schulen hier wird nur das mündliche Jiddisch gelehrt.

In den Straßen rund um den Antwerpener Stadtpark hört man überall Jiddisch. Viele, die hier leben, sind Charedim, streng orthodoxe Jüdinnen und Juden, deren Vorfahren meist aus den Shtetls, jüdischen Dörfern, in Osteuropa, stammen. Viele kamen als Überlebende der Shoah hierher – so wie die Vorfahren der Grossmanns.

Mein Großvater ist nach dem Krieg aus Galizien nach Antwerpen gekommen, weil er gehört hatte, dass es in der Stadt einen berühmten Rabbiner gibt. Dem wollte er sich anschließen. Meine Großmutter kam ebenfalls aus Galizien hierher, sie hatte in Antwerpen Familie. Die beiden haben sich dann hier kennengelernt und bald darauf geheiratet.

... En asoi hom se sich du getrofn in antwerpen en hebben du chasene gehad.

Ruchi trägt ein Tichel, das Kopftuch der streng religiösen verheirateten Frauen, außerdem einen langen Rock und eine hochgeschlossene Bluse. Die Grossmanns kleiden sich heute noch ähnlich wie einst ihre Vorfahren in Osteuropa und sie leben dieselben Traditionen. Sie sprechen Jiddisch, die Sprache des Shtetl, außerdem beherrschen sie das Flämische. Hebräisch als heilige Sprache bleibt dem Gebet vorbehalten. Die kleine Wohnung der Familie ist durchdrungen von Religion. Welt-

liche Bücher, einen Fernseher oder Computer gibt es nicht. Und auch das Kinderspielzeug ist religiös geprägt, zum Beispiel das Jiddisch singende Mikrofon:

(Janki singt mit Mikrofon):
A groisse Mitzve

Das knallbunte Plastikmikrofon, Marke „Yiddish Toys“, ist ein Geschenk von Verwandten aus Amerika. Janki hat es zum dritten Geburtstag bekommen:

(Janki auf Jiddisch):
Hob ich gekriegen, wenn ich gewesen bin drei Juhr, ich hab sehr lieb tsi tanzen mit dem, tsi reden mit dem.

Das Mikrofon spielt jiddische Lieder zum Mitsingen. Jankis Schwester Rivki, zehn Jahre, mag am liebsten das Lied vom Sidder, dem Gebetbuch.

De Lied is: A Sidder is teier, a Sidder kommt mit dich alle Juren ...

Das Gebetbuch, sagt Rivki, ist ihr teuer und begleitet sie durch das ganze Jahr.

Man davent in dem, en es macht a gut Filing. Man davent draimul a Tog.

Dreimal am Tag betet – auf Jiddisch davent – die Familie: Schacharit, Morgengebet, Mincha, Nachmittagsgebet, und Maariv, Abendgebet. Der gesamte Tagesablauf ist von der Religion bestimmt, vom Frühstück bis zum Abendessen.

Die sechs Kinder sitzen rund um den Esstisch, der mit einer roten Tischdecke speziell für Fleischspeisen bedeckt ist. Besteck und Geschirr sind ebenfalls fleischig, kommen also nur bei Fleischgerichten zum Einsatz. Mutter Ruchi steht am Herd und wendet noch schnell ein paar Buletten, dann sagen die Kinder die Segenssprüche.

Ruchi weiß, dass ihre Kinder nicht für immer in Antwerpen bleiben werden. Wenn Janki groß ist, wird er wahrscheinlich eine Jeschiwe, eine Toraschule, besuchen, eine Ausbildung machen oder ins Ausland heiraten. Auch dafür wird er Jiddisch brauchen. Die Sprache verbindet streng orthodoxe jüdische Gemeinschaften in aller Welt miteinander. Hochburgen des Jiddischen sind neben Antwerpen auch New York, Jerusalem, Montreal und London.

Für mich ist es sehr wichtig, dass meine Kinder gut Jiddisch sprechen, denn ich weiß nicht, in welchem Land sie später leben werden, wen sie heiraten werden. Die Jungen werden sicherlich in die Jeschiwe gehen, um Tora zu lernen, dort werden sie auf andere Jungen aus der ganzen Welt treffen und die gemeinsame Sprache wird Jiddisch sein.

Die jiddische Sprache ist immer im Wandel. Entstanden ist sie im 13. Jahrhundert in den jüdischen Gemeinden entlang des Rheins. Damals verbanden dort ansässige

Juden das Mittelhochdeutsche mit Begriffen aus dem Romanischen, dem Hebräischen und Aramäischen und schufen so eine eigene jüdische Sprache. Slawische Wörter kamen hinzu, als sich immer mehr Juden in Osteuropa ansiedelten. Vor der Shoah sprachen Millionen Juden, vor allem in Osteuropa, Jiddisch. Heute gibt es nur noch wenige jiddische Muttersprachler, die überall auf der Welt leben. Und viele von ihnen haben, wie die Sprache, eine lange Reise hinter sich.

Guten Tag, meine Name ist Mina Gampel, geborene Juschkewitz. Geboren bin ich in Pinsk, aufgewachsen bin ich in Stettin, und weiter nach Israel. Und seit 1967 bin ich in Stuttgart, in dem wunderbaren Württemberg und der schönsten Stadt der Welt, finde ich.

Mina Gampel hat blonde, kurze Haare und wache, blaue Augen. Die Malerin strahlt Energie und Tatkraft aus. Sie lebt und arbeitet im Stuttgarter Osten, nur wenige Schritte vom Schlossgarten und der Staatsgalerie entfernt. In ihrer Wohnung umgibt sie sich mit Erinnerungen und Gemälden:

Das ist mein Flur, da sind sehr viele Bilder, jüdische Motive, Abstraktes, Menschen, Blumen und alles, was mich bewegt. Da ist auch meine Mutter und mein Vater und meine Schwester. Ich male für mein Leben gerne jüdische Motive und zu jüdischen Motiven gehört auch meine Familie dazu.

Minas Geburtsort Pinsk war ein jiddischsprachiges Shtetl im heutigen Weißrussland.

Ich war die achte von acht Kindern, wir waren eine ganz arme Familie. Mein Vater war mal Schuster, mal Obstbesitzer, Fischer war er auch, die haben Fische gefangen mit meiner Schwester. Und da kamen für Schabbat sehr viele Leute, die die Fische gekauft haben, um den gefilte Fisch zu machen. Ich habe mal meine Schwester gefragt: Wie viele Zimmer hatten wir in Pinsk? Da hat sie herzlich gelacht. Zimmer? Wir hatten ein Zimmer und da waren wir alle drin, wir haben dort gegessen und geschlafen und der Papa hat da gearbeitet in diesem Zimmer.

Das ganze Leben in Pinsk spielte sich auf Jiddisch ab.

Ich glaube, das erste Wort, das ich gehört habe, war Jiddisch. Weil meine Mutter, mein Vater, meine Geschwister, wir sprachen alle Jiddisch.

Als die Deutschen in Pinsk einmarschieren, rettet sich die Familie im letzten Moment über den Fluss aus dem Shtetl. Mina Gampel hat die dramatische Flucht in einem großen Ölbild festgehalten.

Das ist Pinsk, und das ist das Wasser mit dem Schiff, wo wir alle auf dem Schiff sind. Und wir fliehen auf das Land. Wenn die Nazis reingegangen sind nach Pinsk, da mussten wir schleunigst weg.

Das Gemälde ist das erste einer Serie, in der Mina ihren Lebensweg von Pinsk über Polen und Israel nach Stuttgart nachgezeichnet hat. Das Bild steht auf einer Staffelei in Minas Atelier. Hell und freundlich ist es hier. Aus dem Fenster geht der Blick weit über Stuttgart. Bunte Farbsprengsel auf dem alten Holzboden. In den Regalen Pinsel in allen Größen, Farbtuben, Werkzeuge und Leinwände. Hier malt Mina immer wieder die Welt ihrer Kindheit.

Ich will einfach die Erinnerungen wachhalten und zeigen, wie Leute gelebt haben, meine Gefühle, wie ich denke darüber. Das male ich vom Herzen.

Mina porträtiert Menschen, die Jiddisch sprachen: Musiker, Wasserträger, Schneider, Rabbiner, viele Kinder. Sie malt jüdische Feste, Synagogen und Straßenszenen. Und immer wieder ihre eigene Familie. Auch die Mutter, eine echte jiddische Mamma, ist auf vielen Bildern zu sehen. Sie hat Mina eine wichtige jiddische Lebensweisheit mitgegeben:

Meine Mutter hat immer gesagt. Nicht jedem kann man erzählen, alles was am Herzen liegt. Und wenn es noch so viele Probleme gibt: „A Knip in de Bak, de Farb sol stejn – un wejtergejn.“ Und das ist mir geblieben. Ich glaube, das ist das, was mich hält.

Die jiddische Sprache ist Teil von Minas Identität. Sie liest Bücher von jiddischen Schriftstellern wie Sholem Aleichem, Mendele Moicher Sforim und Isaak Bashevis Singer. Besonders aber liebt Mina jiddische Lieder:

(Mina singt)

In ihrer Wohnung taucht die Künstlerin so oft sie kann in ihre jiddische Welt ein. Auch um die Sprache nicht zu verlieren. Mina ist Mitglied der kleinen Stuttgarter jüdischen Gemeinde, dort hatte sie sich einen jiddisch-sprachigen Freundeskreis aufgebaut, aber viele ihrer Freunde sind inzwischen verstorben oder weggezogen.

Leider muss ich sagen, dass ich habe fast niemanden, mit dem ich Jiddisch sprechen kann. Weil leider Gottes meine Familie ist sehr wenig geblieben und meine Freunde sind auch wenig geblieben.

In größeren jüdischen Gemeinden hört man öfter Jiddisch als in Stuttgart. In Frankfurt etwa sind die Muttersprachler eng vernetzt. Man trifft sich nach dem Abendgebet in der Frankfurter Westend-Synagoge zum Jiddisch-Club.

In dem gemütlichen Nebenraum ist heute eine reine Herrenrunde versammelt. Es geht hoch her, die Mitglieder des Jiddisch-Clubs prostern sich zu mit kleinen Wodka-Fläschchen, auf dem Tisch steht Kuchen. Die Männer genießen das Zusammensein, ziehen sich gegenseitig auf mit jiddischen Scherzen. Es wird viel gelacht.

Wortführer in der lustigen Runde ist der Synagogenvorsteher Fizel Ajnwojner.

Mein Name ist Fiszel Ajnwojner, spricht sich einfach, schreibt sich kompliziert. Fiszel ist eigentlich immer zusammen mit Efraim, weil der große Boss da oben im Himmel, der hat zu Efraim gesagt, er soll sich vermehren wie die Fische im Meer. Deshalb heiÙe ich eigentlich Efraim Fiszel, aber in meinem Pass steht nur Fiszel und die meisten Leute nennen mich Fiszel oder Fiszke. Oft sind die Namen gewöhlt worden nach verstorbenen Familienangehörigen, damit man sich erinnert. Ich heiÙe nach dem einen Opa Fiszel, mein Bruder Shimon heiÙt nach dem anderen Opa.

Fizels Bruder Shimon gehört ebenfalls zum Jiddisch-Club, außerdem sind heute Boris und Samuel mit dabei. Die Männer sind so vertraut miteinander, weil sie sich schon seit ihrer Kindheit kennen. Alle sind Kinder osteuropäischer Juden. Drei von ihnen wurden in einem Lager für Displaced Persons, dem DP-Lager Föhrenwald bei München geboren. Einem Ort mitten in Deutschland, an dem nur Jiddisch gesprochen wurde, erzählt Fiszel Ajnwojner:

Es war das letzte jiddische Shtetl in Europa. Weil im Osten gab es keine mehr, die waren alle vernichtet, im Westen gab es auch keine mehr. Wir waren das letzte Shtetl.

Die Amerikaner richteten das DP-Lager Föhrenwald 1945 ein – für Jüdinnen und Juden, die die Shoah überlebt und keine Heimat mehr hatten. Bis zu 4.000 Menschen lebten hier zeitweise zusammen, 700 Kinder wurden geboren. Es gab mehrere Synagogen, Schulen, Kindergärten, Theatergruppen und eine eigene jiddische Zeitung.

Die Ajnwojners gehörten zu den letzten, die Föhrenwald verließen, als die Amerikaner das DP-Lager 1957 schlossen. Die Familien wurden auf die Städte München, Frankfurt und Düsseldorf verteilt. Fizels älterer Bruder Shimon war da sieben Jahre alt:

Wir wurden ja sozusagen direkt, dreißig Familien, von Föhrenwald nach Frankfurt „überführt“. Das waren zwei Häuser der Nassauischen Heimstätte und da waren dreißig Familien aus Föhrenwald untergebracht und das waren dann gleich „die zwei Judenblocks“. Ich kam gleich in die Volksschule, und ich sprach wirklich nur Jiddisch. Und ich bin in der ersten Zeit oft weinend nach Hause gerannt, weil ich nichts verstanden habe.

Nicht nur die Sprache trennte die Brüder, ergänzt sein Bruder Fiszel:

Die Berührungsängste meiner Eltern haben sich auch auf uns übertragen. Wir waren ja eigentlich nur temporär hier, wir wollten ja weiterziehen. Wir waren Kinder von Opfern und da waren die Kinder der Täter. Es ist nicht so einfach. Und dann blieb man lieber unter sich.

So entstand im Frankfurter Ostend in den 1950er Jahren eine jiddischsprachige Insel. Viele osteuropäische Jüdinnen und Juden lebten hier. Die ehemaligen Föhren-

walder haben in Frankfurt Familien gegründet, Karriere gemacht und das jüdische Leben in der Stadt geprägt. Das Band zwischen ihnen ist über die Jahrzehnte eng geblieben.

Bis heute wenn wir uns treffen, wir reden automatisch miteinander Jiddisch. Es ist vielleicht ein bisschen vermengt mit Deutsch nach so vielen Jahren, aber wir pflegen das, weil wir miteinander halt Jiddisch reden, das ist unsere Muttersprache, die Eltern gibt's nicht mehr. Mit wem sollen wir das sonst sprechen?

Die Gemeinde ist von jüdischen Überlebenden aus Osteuropa mit aufgebaut worden. Als Sprache der Gründergeneration hat Jiddisch Prestige, auch bei den jungen Gemeindemitgliedern.

Man kann es nicht hoch genug schätzen, dass die nächste Generation, nämlich Lenny Lemler, und da fallen mir noch einige ein, unbedingt Jiddisch reden wollen. Das gibt mir Hoffnung.

Hi, ich bin der Lenny Lemler. 44 Jahre, in Frankfurt geboren, aufgewachsen, fast immer hier gelebt. Und ich habe eine besondere Beziehung zum Jiddischen, weil ich damit aufgewachsen bin in der Familie und das auch im Laufe der Zeit immer mehr wurde, dass ich die Sprache lieben und dadurch auch sprechen gelernt habe. Und ich sehe die jiddische Sprache als Teil meiner Identität auch und als Teil meiner Kultur.

Lenny ist ein offener, gutgelaunter Typ. Er wirkt sportlich, trägt Business-Hemd und Turnschuhe. Er liebt seinen Job in der Frankfurter City und verbringt lange Abende im Büro. Am Freitagabend aber beginnt für Lenny der Schabbat, der Ruhetag. Den verbringt er mit Familie und Freunden – und unterhält sich ganz relaxed auf Jiddisch.

So diese typischen Thekengespräche, Freitagabendgespräche. Da kennt jeder mehr oder weniger die gleichen Ausdrücke. Ganz klassisch ist „Ni, was hert sich?“ Also: Was hörst du? Was erzählt man sich? Oder weil wir uns alle schon lange kennen: Was macht die Mishpoche?

Lenny ist ein Familienmensch. In seiner Wohnung hängen viele Fotos von Hochzeiten und Familienfeiern – und immer mittendrin ein glücklicher Lenny, Arm in Arm mit Onkeln, Tanten, Cousinen und Cousins, Eltern und Großeltern. Lennys Familie stammt aus Polen.

Die Familie von meiner Oma und von Mischka, die kommen alle aus Saklikow. Und mein Opa kommt aus Czanow. Das ist eigentlich alles in der gleichen Ecke, im südöstlichen Polen, alles so um Lodz und Krakau herum, und das sind so die klassischen, das sind die Shtetl.

Jiddische Musik berührt sehr die Seele, wenn man es hört. Zum Beispiel das Shtetle Belz, da beschreibt einer sein Shtetle Belz, wo er aufgewachsen ist, und das ist eines der berühmtesten Lieder. Und das geht einem schon ziemlich nahe, weil Du Deine Großeltern siehst, wie sie im Shtetl aufgewachsen sind.

Nostalgie und ein bisschen Wehmut klingen oft mit, wenn Lenny über Jiddisch spricht.

Jiddisch ist die Sprache unserer Vorgeneration, was einerseits schade ist, weil wir Bedenken haben, dass es ausstirbt, auf der anderen Seite ist es auch das, was es ausmacht. Dass es dieses Vergangene in sich trägt, diesen jiddischen Taam, übersetzt heißt das Geschmack. Es ist einfach Jiddisch, im Gegensatz zu Dingen, die alltäglich sind und weltlich.

Der jiddische „Taam“, der Charme des Jiddischen, ist aber nicht nur sentimental. Jiddisch ist auch oft skurril, abgedreht und etwas respektlos. Jiddisch, findet Lenny, ist eigentlich auch eine sehr witzige Sprache:

Natürlich gibt's auch recht witzige Beleidigungen im jiddischen Sprachgebrauch. Wenn Du mit jemanden nichts zu tun haben willst, sagst Du: „Du sollst wachsn wie a Zibl ... mit'n Kop in dr Erd“. Das heißt „Du sollst wie eine Zwiebel aufwachsen, mit dem Kopf in der Erde“, du sollst nichts mitbekommen. Oder wenn Du jemanden nichts Gutes wünschst, dann sagst du „Du sollst sein wie eine Lomp, du sollst sein wie eine Lampe, bei Tag sollst Du hängen und nachts sollst das Licht brennen.“

Viele dieser witzigen Sprüche und Flüche stammen natürlich von Großonkel Mischka – oder Mendele wie er auf Jiddisch heißt. Der ist gerade in Israel. Über Skype hält Lenny den Kontakt zu ihm:

Lenny: Jetzt herste mich Mendel?

Mischka: Jetzt her ich Dich

Lenny: A mechaje

Mischka: Ich her Dich, ich seh Dich...

Lenny: Nu besser gait doch nisch...

Mischka: Besser gait nisch

Lenny: Nu, die Woch' haste gehabt Geburtstag, Mendele ...

Lenny neigt sich ganz nahe zum Bildschirm seines Laptops – und lächelt. Man spürt die Verbundenheit zwischen den beiden:

Ich will kimmen tsi dir ain shabbes, essen a bissele Hering mit a gute Soup. And nochher Dus is doch das Leben, fardeim lebt man doch.

Shabbes-Feeling über Skype. Lenny und Mischka malen sich aus, wie sie bald schon wieder Freitagabend zusammensitzen werden – bei einem guten Essen mit Hühnersuppe, Hering und Wodka.